

Verordneter Stillstand oder Kraft der Stille?

Entdeckungen in der Literatur

Von Erich Garhammer

„Diese unbeschreibliche Stille draußen, die nichts mehr der Feierlichkeit eines dörflichen Sonntags zu tun hat, wo das vormittägliche Glockengeläut so sicher ist wie das Amen in der Kirche. Kein Autobahngeräusch. Selbst wenn der Wind dreht. So hatten es sich die Militärs nach einem Angriff mit einer Neutronenbombe vorgestellt“, so schrieb mir dieser Tage ein Bekannter. Was wird die Kontaktreduzierung auslösen? Ist die Stille nur der Eindruck draußen, während drinnen die Konflikte hoch kochen, das Aggressionspotential zunimmt? Können die Stille und die Ruhe zu einem neuen Potential werden?

Literaten haben sich immer mit Stille auseinandergesetzt, ihr Alltag ist Stille, ihr schöpferisches Tun kommt aus der Stille. Vielleicht können wir von ihnen in der jetzigen Situation lernen. Felicitas Hoppe hat in einem kleinen Beitrag „Beichtkinder - über Bekenntniswahn und Bekenntniszwang“ die Diskurse unserer Gesellschaft beschrieben und analysiert. Dabei setzt sie überraschende Akzente.

(Felicitas Hoppe, Beichtkinder. Über Bekenntniswahn und Bekenntniszwang, in: Betrifft, Frankfurt, 2004, 90 f.)

Talkshows als die moderne Hölle

Sie beschreibt die nicht enden wollenden Talkshows, die Erfahrung der Selbstinszenierung darin, die Selbststilisierung der Dauerredner. Alles wird immer wieder neu zum Thema gemacht, zum unappetitlichen Dauerlutscher.

Hoppe kommt schließlich darauf zu sprechen, wie sie sich die Hölle vorstellt. „Gesetzt den Fall, es gibt eine Hölle, so stelle ich sie mir vor als einen stickigen Ort, an dem ununterbrochen gesprochen wird und an dem wir, auf ewig!, gezwungen sein werden, von morgens bis abends die Geschichten anderer zu hören, die vorgeben, auch unsere zu sein, aber nie die eigenen sind. Sie bestechen durch nichts anderes als dadurch, dass sie immer dieselben sind: Der Teufel, so viel Kohle wir auch nachlegen mögen, tanzt um immer dasselbe Feuer. In der Hölle gibt es keine Neuigkeiten.“ (94f.)

Hölle ist für sie das ständige Reden, das sich Drehen um die eigene Achse, die Angst vor der Stille, der ständige Bekennergestus und das penetrante Gestus: ich weiß es besser und stelle dich in die Ecke.

Hoppe erinnert an einen Ausspruch von Heinrich Heine. Dieser hatte einmal süffisant festgehalten: In der Hölle brennt kein Feuer. Der Teufel

ist diesbezüglich viel einfallsreicher. Dort müssen wir nämlich alle Predigten hören, die jemals gehalten wurden. Hoppes Vorstellung von Hölle ist noch einen Deut grausamer: Wir müssen ständig Talkshows ansehen!

Absolution ist in diesem Kontext nicht möglich. Denn sie würde bedeuten, dass wir kurzfristig verstummen dürften, dass wir erlöst sind - ein Zustand, den die Medien meiden, weil er für sie unwirtschaftlich ist.

Literaten als Handlanger der Stille

Immer schon machen sich Literaten zu Anwälten der Stille. Kein Wunder – überall wird beschallt: in den Kaufhäusern, in den Warteschleifen der Telefone, auch in den Kirchen. Unser Analphabetentum in Sachen Gebet braucht die Kompensation über musikalische Dauerberieselung auch in leeren Kirchen. Die Stille scheint bedrohlich. Ein paar Einsprüche von Literaten seien formuliert.

Ralf Rothmann hat in seiner Dankrede bei der Verleihung des Max-Frisch-Preises ein Loblied auf die Stille angestimmt. Er distanziert sich von den Schriftstellern, die die Diskussionsmaschinerie am Laufen halten und unentwegt Verlautbarungen produzieren. Er nennt sie „Floskel-Designer“. Sie wissen genau, welche Tasten sie anschlagen müssen, um Orchesterstürme zu entfachen, vor allem aber um Kassenklingeln hervorzurufen.

Der Poet aber sollte in seinen Augen etwas anderes sein.

„Denn sein Eigentliches ist die Wahrhaftigkeit oder sollte es doch sein, und die liegt letztlich in seiner Sprache, seiner Poesie, die im allumfassenden Kommunikationstaumel vielleicht nur noch von wenigen gehört werden mag, die aber doch vorhanden ist mit all ihren Möglichkeiten für jeden. Denn denken und formulieren kann man immer nur das Denkbare; in der Dichtung aber scheint auf, was sich nicht sagen lässt. Es gibt mindestens zwei Lebensbereiche: den alltäglichen und den geheimnisvollen, und da, wo sie sich überschneiden, entstehen Zeichen, entsteht Poesie; im poetischen Satz ist die Welt für einen kurzen Augenblick am rechten Fleck, und der kennt keine Dualität und damit keine Entfremdung.“

Darum ist Poesie die Grundverfassung, der Elementarzustand unseres Lebens, der Bereich, in dem sein Herz schlägt und nicht der flache Puls der Prinzipien.“(NZZ 30.10.2006)

Die Empfänglichkeit für Poesie, die poetische Resonanz hat eine wichtige Voraussetzung: die Stille.

„Was wirklich an den Tag will, ans Licht, das muss man nicht drücken: Es geschieht, es wächst, es blüht – jeder, der schreibt oder malt, oder komponiert, macht diese Erfahrung. Es ist tatsächlich eine Gnade, es kommt uns zu – am wunderbarsten dann, wenn wir nicht daran denken, wenn wir unsere Vorstellungen und Konzepte für einen Augenblick vergessen und, z.B., einen Apfel schälen. Es kommt uns zu aus der Stille, dem Schweigen, denn man muss absehen von der Sprache, damit die Welt wieder zu einem spricht.“

Obwohl alle sich nach Stille sehen – in Umfragen wird Lärm als Hauptursache für die Beeinträchtigung der Lebensqualität genannt - trägt niemand dazu bei, ihn zu verringern. Wir sind vielleicht nicht mehr fähig zur Stille. Wenn alle Gesprächspartner gegangen sind, wenn alle Bildschirme ausgeschaltet sind, setzt der horror vacui ein und wir fragen unser Handy, wer wir sind oder geben eine SMS weiter, um so der Stille zu entkommen.

Stille ist nicht die Abwesenheit von Geräuschen, sondern eine Form von vibrierender Aufmerksamkeit an ganz gewöhnlichen Orten. Es ist das nicht fabrizierte Erlebnis, das einem den Atem stocken lässt, weil man angeredet ist von der Stille, die so dicht ist und gefüllt, dass man sie berühren zu können meint.

„In der Stille offenbart sie sich am deutlichsten, die Idee der Vollkommenheit, denn unser Dichten und Denken ist letztlich immer nur Abgrenzung; sie der Stille überlassen aber heißt Weite gewinnen, innere Freiheit. In der Stille artikuliert sich das Unausprechliche, und genau das empfindet man an solchen Orten zwischen den Zeilen und jenseits der gewöhnlichen Geräusche, zu denen ja auch die Sprache gehört. Man fühlt sich zurechtgerückt vom Geheimnis. Man wird entziffert. Wir müssen das Vollkommene wollen, sonst verblöden wir. Und auch wenn es nicht gelingen kann, wenn unsere Gedanken und Werke niemals vollkommen sein werden – unser Bemühen kann es sein. Und das ist die Rettung“.

Wilhelm Genazino hat in seiner Büchnerpreisrede zwei signifikante Alltagsszenen beschrieben:

Im Gewimmel des Kölner Hauptbahnhofs habe er beobachtet, wie der Unterhaltungskannibalismus des Fernsehens auf das öffentliche Leben übergreift. Drei halbbetrunkene gelangweilte Männer klatschen einer

jungen Frau mit der flachen Hand nacheinander auf den Hintern und verschwanden unauffindbar in der Menge.

Im Anschluss daran schildert er die Beobachtung einer jungen Familie mit zwei Kindern auf der Frankfurter Zeil. Nachdem die Tüte Pommes leergegessen ist, verlangen die Kinder nach weiteren Zerstreungen. Der Vater stülpt sich das Futter der Hosentasche nach außen, um für Unterhaltung zu sorgen. Die Kinder, ein Junge und ein Mädchen, werden nun selbst aufmerksam, ihnen fällt ein älteres Paar auf. Die Frau sieht den Staub auf den Schuhen ihres Partners und will ihn offenbar nicht länger hinnehmen.

Sie schlüpft mit dem rechten Fuß aus ihrem Schuh heraus und putzt mit dem bestrumpften Fuß die schmutzigen Schuhe ihres Begleiters. Die Details fesseln und vergnügen die Kinder. Die Kinder sehen, womöglich zum ersten Mal, dass selbst eher zurückhaltende Gesten eines erotischen Anhauchs nicht entbehren müssen. Nach kurzer Zeit ahmen die Kinder das Paar nach.

Die kleine, unscheinbare, zärtliche Geste wirkt überzeugend, geradezu ansteckend und wird deshalb nachgeahmt, während jede überdimensionierte Eventisierungsanstrengung nur weitere Überbietung und Reizverstärkung fordert,

Für Genazino überlebt die Sehnsucht des Menschen nach solchen kleinen Dingen, nach stillen Gesten an einem ganz besonderen Ort: in der Literatur. „Sie ist unsere palliative Heimat.“

Ein weiterer Verehrer der Stille ist **Peter Handke**. Man könnte sein Werk geradezu an seinen Äußerungen zur Stille neu in den Blick nehmen. Nur ein paar seiner Beobachtungen seien angefügt. Das Höhlengleichnis Platons sieht für ihn im Medienzeitalter folgendermaßen aus: „Zeitgenössisches Schattendasein vor dem Fernsehen.“ (Peter Handke, Am Felsfenster morgens (und andere Ortszeiten 1982-1987), Salzburg 1998,14).

Gegen diese Schattenexistenz setzt er sein Schreiben. Eine seiner kuriosesten Aktionen: Immer wenn der Nachbar zu laut wird mit dem Rasenmäher, geht er an den Zaun zum Beistiftspitzen. Eine Demonstration seines lautlosen Handwerks. Schreiben erfordert keinen Aktivismus oder musikalische Beschallung als Inspirationsgenerator. Schreiben kommt aus der Stille.

„Ans Schreiben gehen: füg der Stille etwas hinzu; bring etwas heim aus der Stille.“ (Peter Handke, Gestern unterwegs. Aufzeichnungen November 1987 bis Juli 1990, Salzburg und Wien 2005, 373).

Die Stille ist für ihn nicht nur ein immer mehr vermisstes Menschenrecht, sondern geradezu eine Vorwegnahme einer eschatologischen Geborgenheit: „Stille, Abrahams Schoß; das Menschenrecht auf Stille – allmählich könnte ich eine andere Menschenrechtskonvention aufstellen.“ (296)

In seinen Aufzeichnungen am „Felsfenster morgens“ und „Gestern unterwegs“ ist er auf der Suche nach Zeitwörtern für bestimmte Substantive. Für die Ruhe erscheint ihm am passendsten: sie kehrt ein. „Die Begeisterung erkennst du am Einkehren der Ruhe.“ Und er fragt nach der Stille wie nach einem Ort: „Wie viele Einwohner hat die Stille?“

Als Handlanger der Stille versteht sich **Reiner Kunze**.

Wer sich mit der Stille vermählt, verdankt diesem Treueverhältnis das Gefühl für das Wort und er entdeckt den Wert der Sprache.

In Erlau, wortfühlilig

Wir schlafen, die wange am fluß,
an der unbeirrbarkeit des wassers

Doch immer öfter liegen wir wach,
um halt zu finden an der stille

Abseits der wörter
von den wühltischen der sprache

Vor dem haus, in der astgabel der eibe,
brütet die amsel unhörbar gesang aus,

und die glocke von Pyrawang jenseits des stroms
bucht ab von der zeit (gedichte, 247f.)

Das richtige Wort - so Kunze - findet man nur abseits von den Wühltischen der Sprache, wo es zu Niedrigstpreisen feilgeboten wird. In dem Gedicht „Wenn du es wissen wolltest“ kommt Kunze auf die Situation nach der Wende 1989 zu sprechen. Er hat es Jan Skácel gewidmet – oder besser - er geht von einem Satz aus, den ihm Skácel in seinem letzten Brief vor seinem Tod am 7. November 1989 geschrieben hat. Dieser Satz lautet: „Es scheint, das Eis hat sich bewegt.“

Kunze hatte eine intensive Beziehung zu Skácel. Er hat einmal von sich gesagt, was ihn am meisten an das Tschechische binde, seien die Verse von Jan Skácel. Ihm verdankt er auch die Metapher „im Herzen barfuß sein“.

Beiden gemeinsam ist ein tiefer Einklang ihrer Werte und ihrer Auffassung von Poesie. Beide neigen zum sparsamen Ausdruck. Beide wissen um die Kunst des nicht vollends Ausgesprochenen, beide sind bescheiden und demütig. Beide sind Poeten, die die Stille zu schätzen wissen und aus ihr Kraft schöpfen.

Rolf Eigenwald hat es so ausgedrückt: „Reiner Kunze übertönt nie die Zimmerlautstärke. Er schreibt und äußert sich in einer Weise, die das Schweigen als ebenbürtige Gegenmöglichkeit, als sprachlosen Gegensatz zur (Ent)äußerung immer auch zugleich erkennbar werden lässt.“

Den Satz „Es scheint, das Eis hat sich bewegt“ im letzten Brief von Skácel – bezogen auf die Revolution von 1989 - steigert Kunze noch in seinem Gedicht. Er schreibt: „Das eis, mein lieber, ist geborsten.“

Doch das Ende der politischen Eiszeit hat die glazialen Ausläufer in den Herzen der Menschen nicht abgeschmolzen.

Es ist nicht die Zeit der Nachdenklichkeit, der Besinnung, der Stille geworden, sondern die Zeit des Lärms, der Hektik, der Betriebsamkeit, des Konsumrausches.

Kunze nennt dafür einen Grund: „Die Menschen meiden die Stille. Sie könnten in sich sonst die Schuld knien hören.“ (379)

Die Menschen lieben die Dauerbeschallung und die nicht enden wollenden Seifenblasen der Unterhaltungsindustrie mehr als die Stille. In ihr würde man nämlich den eigenen Abgründen begegnen.

Eines der schönsten Plädoyers für die Stille hat Reiner Kunze in seinem Tagebuch „Am Sonnenhang“ festgehalten. Dieses Tagebuch beginnt mit der Beschreibung des Sterbens seines Vaters und endet auch damit.

Am 5. Januar hält er fest: „Als die schönsten Stunden, die ich als Erwachsener mit ihm verbrachte, werden mir jene in Erinnerung bleiben, in denen wir ausgiebig miteinander schwiegen.“

Hier leuchtet etwas auf davon, was Leben auch ist: miteinander schweigen können.

Vielleicht lernen wir es wieder.